

DIESE ANALYSTIN DECKT MAGISCHE KRIMINALFÄLLE AUF!

Jennifer Estep

EXKLUSIVE
LESEPROBE

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

Sense of Danger

ROMAN

PIPER



© Andre Teague

JENNIFER ESTEP

ist SPIEGEL-Bestsellerautorin und lebt in Tennessee, USA. Sie schloss ihr Studium mit einem Bachelor in Englischer Literatur und Journalismus und einem Master in Professional Communications ab. Bei Piper erscheinen ihre Young-Adult-Serien um die »Mythos Academy«, »Mythos Academy Colorado«, »Black Blade« und »Die Splitterkrone« sowie die Urban-Fantasy-Reihen »Elemental Assassin« und »Bigtime«.

1

CHARLOTTE

Die Auftragsmörder erkannte man immer an ihren Anzügen.

Jacketts, Hemden, Krawatten. Die Kleidungsstücke waren aus feinstem Stoff und maßgeschneidert, aber gleichzeitig auch immer dunkel und bedrückend einfarbig. Schwarz auf schwarz, marineblau auf marineblau, vielleicht ein dunkles Grau über noch dunklerem Grau – wenn jemand gerade wirklich gut drauf war. Es war, als hätten die Männer und Frauen, die in der Section 47 als Auftragskiller dienten, genauso leichtfertig beschlossen, jede Farbe aus ihrer Garderobe zu tilgen, wie sie paranormale Terroristen, Kriminelle und andere gefährliche Magiewirkende umbrachten, die in der ahnungslosen sterblichen Welt Chaos und Unheil anrichteten.

Ich bäugte ein paar der *Auftragsmörder* in schwarzen Anzügen, die mit Plastiktablets in den Händen an der Ausgabe der Cafeteria anstanden. Natürlich nannte sie niemand von uns in der Section 47 wirklich Auftragsmörder. Zumindest nicht, wenn sie es hören konnten. Nicht, wenn man weiteratmen wollte. Nein, meine geheime Regierungsorganisation bezeichnete diese Männer und Frauen als *Cleaner* – als könnte das ihre wahre tödliche Aufgabe verschleiern. Sie machten überhaupt nichts sauber. Sie verursachten nur blutige Bescherungen.

So, wie mein Vater es immer getan hatte.

»Ich würde zu gern wissen, was du gerade denkst, Charlotte«, hörte ich eine hohe Frauenstimme sagen, dann erschien eine wedelnde Hand in meinem Blickfeld und lenkte mich von den Killern ab.

Ich sah die atemberaubende Frau mit langem, rotem Haar, braunen Augen und rosiger Haut an, die mir gegenüber saß. Miriam Lancaster, meine Bürofreundin, mit der ich zum Mittagessen gegangen war, erwiderte meinen Blick. Offensichtlich erwartete sie tatsächlich eine Antwort auf ihre Frage. Ich hatte nicht vor, zu gestehen, wie sehr die schwarz gekleideten Cleaner mich an meinen Vater erinnerten, also deutete ich stattdessen auf meinen Laptop.

»Ich denke nur darüber nach, wie viel Arbeit es noch zu erledigen gibt.«

Mitgefühl breitete sich in Miriams Miene aus. »Versuchst du, den wichtigen Bericht fertig zu bekommen, bevor du zu deiner Schicht im Diner aufbrichst?«

Bei der Erwähnung meines ungeliebten Zweitjobs schlossen sich meine Hände um den Laptop. Ich hätte Miriam nie erzählen dürfen, dass ich abends als Kellnerin in einem Diner in der Nähe des Hauptquartiers der Section 47 arbeitete. Aber sie hatte mir die Info bei einem unserer Mittagessen entlockt, weil sie einen Blick auf die lächerliche Uniform in meiner Schultertasche erhascht

hatte. Andererseits war Miriam nicht eine einfache Analytistin wie ich, sondern eine Charmeurin – jemand, der sich bei ausländischen Spionen, Diplomaten und Geschäftsleuten einschmeichelte, um ihnen subtil Informationen zu entlocken.

Zusätzlich zu ihrem umwerfenden Aussehen besaß Miriam auch die magische Gabe des Charismas. Selbst wenn sie ihre Macht gerade nicht einsetzte – nicht versuchte, mich zu betören oder zu umgarnen –, konnte ich trotzdem die Magie spüren, die von ihrem Körper ausging. Das beruhigende Gefühl ließ mich immer an eine warme, weiche Decke denken, die direkt aus dem Trockner kam. Miriam wusste genau, wie sie dieses beruhigende Gefühl bestmöglich einsetzen konnte, wusste, wann sie lächeln, nicken und zustimmende Geräusche von sich geben musste, um den Leuten ihre tiefsten, dunkelsten Geheimnisse aus der Nase zu ziehen. Sie mochte keine Leute umbringen, wie die Cleaner es taten, aber die Section 47 hatte sie trotzdem in eine Waffe verwandelt – eine Waffe, die statt mit Pistolen und Messern mit freundlichem Grinsen und glatten Worten kämpfte.

»Ja«, beantwortete ich endlich ihre Frage, »etwas in der Art.«

Miriam nickte, dann lehnte sie sich in ihrem Stuhl zurück. Ihr Blick huschte von einem Ende der Cafeteria

zum anderen, als wäre der Anblick faszinierend statt langweilig.

Die Cafeteria sah aus wie jede andere in Washington, D. C.: ein riesiger, tunnelartiger Raum, gefüllt mit grauen Plastiktischen, passenden Stühlen und Schwarz-Weiß-Fotodrucken von der Hauptstadt in billigen Rahmen an den Wänden. Eine Seite des Raums bestand aus einer riesigen Fensterfläche, hinter der man das geschäftige Treiben auf dem Gehweg und der Straße beobachten konnte – auch wenn der Fußgänger- und Autoverkehr nach dem Gedränge der Mittagszeit ein wenig nachgelassen hatte. Doch obwohl es bald schon zwei Uhr war, traten immer noch Leute von der Straße durch den Torbogen und stellten sich in der Essensschlange an.

Die Cafeteria – die wenig einfallsreich ebenfalls *Section 47* hieß – servierte durchaus akzeptables Essen. Die Karte beinhaltete alles vom typischen Burger mit Pommes über Pizza bis zu veganem Salat, frisch gepressten Säften und glutenfreien Keksen. Da die Cafeteria für alle geöffnet war, machte sie zum Frühstück und Mittagessen ein gutes Geschäft – auch wenn die normalen Sterblichen, die das Café betraten, natürlich nicht ahnten, dass sie neben gefährlichen Leuten mit magischen Fähigkeiten und einer tödlichen Ausbildung saßen.

Andererseits galt das für die meisten Restaurants in D. C. Man wusste nie, ob die Frau in dem langweiligen

beigefarbenen Hosenanzug mit ihrem Selleriesaft die persönliche Assistentin irgendeines CEO war oder die Leiterin einer verdeckten Regierungsorganisation. Oder ob der Kerl mit seinem verknitterten Hemd und dem Fleck auf der Krawatte, der sich mit Käse überbackene Makkaroni in den Mund schob, ein Taxifahrer bei der Mittagspause war oder ein ausländischer Diplomat, der auf amerikanischem Boden einen Spionageauftrag ausführte. Angeblich gab es in Washington, D. C., pro Kopf mehr Spione – sowohl sterbliche als auch paranormale – als in irgendeiner anderen Stadt der Welt.

Miriam nahm einen Schluck von ihrem Eistee, wobei es ihr irgendwie gelang, ihren leuchtend roten Lippenstift nicht zu verschmieren. Das mochte kein magisches Talent sein, aber trotzdem beneidete ich sie um diese Fähigkeit. Mein eigener pflaumenfarbener Lippenstift hatte sich schon kurz nach meiner Ankunft heute Morgen verabschiedet.

»Was ist mit Jensens Beerdigung?«, fragte Miriam. »Gehst du da heute Abend hin?«

Gregory Jensen war mein direkter Vorgesetzter und ein überzeugter Umweltschützer gewesen, der ständig über den CO₂-Fußabdruck der Section gesprochen hatte und darüber, wie die Cafeteria den Planeten mit Plastiktrinkhalmen vernichtete. Jensen war außerdem überzeugter Fahrradfahrer gewesen, der sich eingebildet

hatte, die Straße gehöre ihm und nicht den Autos und Lastwagen. Er war jeden Tag mit dem Fahrrad zur Arbeit gekommen – bis er letzte Woche bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Jensen hatte gegen den Verkehr gekämpft – und letztendlich hatte der Verkehr gewonnen.

Ich empfand Mitgefühl für seine Frau und seine Tochter, aber Gregory Jensen selbst war mir schrecklich auf den Sack gegangen. Ständig hatte er Befehle geblafft und mich auf angebliche Fehler in meiner Arbeit hingewiesen. Am Tag vor seinem Unfall hatte er mir tatsächlich mitgeteilt, dass die Heftklammer an meinem Bericht schief saß, bevor er mich angewiesen hatte, sie zu entfernen und die Papiere zu seiner Zufriedenheit neu zu tackern.

Außerdem hatte Jensen die unangenehme, nervige Angewohnheit besessen, meine Arbeit als seine eigene auszugeben. Mehr als einmal hatte ich in abteilungsübergreifenden Sitzungen gegessen, in denen Jensen meine Berichte als seine eigene Arbeit präsentierte. Er erwähnte nie, dass ich die gesammelten Informationen zusammengestellt hatte. Ich mochte nur eine Analystin sein, aber ich hatte dreimal härter gearbeitet als Jensen. Er war sogar zu faul gewesen, seinen eigenen Job zu machen, denn eigentlich wäre es seine Aufgabe gewesen, meine Berichte zu nehmen, um sie zu analysieren und daraus weiterge-

hende Schlussfolgerungen zu ziehen. Stattdessen hatte er sich damit zufriedengegeben, meine Erkenntnisse zu stehlen.

Wie bei vielen Spionageorganisationen bestand die hauptsächliche Aufgabe der Section 47 darin, Informationen zu sammeln und damit Terrorangriffe, Unglücke mit vielen Toten und andere bedeutsame, lebensbedrohliche Katastrophen zu verhindern. Nur dass die Section nicht normale, sterbliche Kriminelle ins Visier nahm, sondern diejenigen, die Magie und magisch verstärkte Waffen einsetzten, um ihre Verbrechen zu begehen. Für den unglücklichen Fall, dass es trotz unserer Präventivmaßnahmen zu einem Angriff kam und ein paar Paranormale ihre Mächte einsetzten, um Tod und Verheerung niederregnen zu lassen, war es die Aufgabe der Section, alles zu vertuschen und die magische Katastrophe bestmöglich zu erklären. Und natürlich jagte sie dann die Verursacher – und eliminierte sie, um damit Wahrheit und Gerechtigkeit für alle zu erreichen. Zumindest lautete so der Plan – auch wenn die Ausführung oft zu wünschen übrig ließ.

Jensens wahres Problem mit mir hatte jedoch darin bestanden, dass ich ein *Vermächtnis* war und er nicht. Meine Großmutter und mein Vater hatten beide für die Section gearbeitet, was bedeutete, dass nach meinem Studienabschluss ein sicherer Job auf mich gewartet hatte.

Die Section 47 war in vielerlei Hinsicht ein Familienunternehmen, wenn auch eines, das von Dutzenden verschiedener Familien geführt wurde statt von nur einer Blutlinie. Diese sogenannten Vermächtnisfamilien erzo- gen ihre Kinder, um Cleaner, Charmeurs oder Analysten zu werden, so wie normale, sterbliche Familien Genera- tionen von Ärzten, Rechtsanwälten oder Buchhaltern hervorbrachten.

Angesichts der langen Familiengeschichte gab es natür- lich eine Menge Vetternwirtschaft und Druck in der Spi- onageagentur. Wenn eine Mutter in der Section 47 zu Ruhm gelangt war, dann erwartete man von ihrem Kind, es noch besser zu machen. Wenn ein Bruder im ersten Jahr versagt hatte, wurde vom nächsten Geschwister erwartet, dass es die Sache in Ordnung brachte und die Familienehre wiederherstellte. Und so weiter und so fort.

Der Leumund einer Familie und, na ja, eben das Ver- mächtis, konnte den eigenen Erfolg in der Section sowohl befördern als auch behindern. Aufgrund der vor- ausgegangenen Dienste, Verbindungen und Geschichten stiegen die meisten Vermächtnisse viel schneller durch die Reihen der Section auf als Neuanfänger wie Jensen, der fünf Jahre auf dem gleichen Posten gesessen hatte. Daher seine allumfassende Verbitterung mir gegenüber – obwohl das Vermächtnis der Locke-Familie wirklich alles andere als makellos war.

»Hallo?! Erde an Charlotte!« Miriam schnippte mit den Fingern vor meinem Gesicht. »Gehst du zu Jensens Beerdigung?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe keine Zeit. Ich muss heute Abend für eine andere Kellnerin im Diner einspringen. Außerdem habe ich schon auf Jensens Karte unterschrieben und mich an den Blumen beteiligt. Das ist mehr, als er für mich getan hätte.«

Miriam nickte zustimmend. Ihr Handy vibrierte und sie las die Nachricht. Dann begann sie, selbst zu tippen. Ihre Daumen flogen förmlich über das Display.

»Neuer Toy Boy?«, fragte ich, womit ich ihre Lieblingsbezeichnung verwendete.

»O ja«, schnurrte sie.

»Wer ist es diesmal? Pete aus der Buchhaltung? Hank aus dem Waffenlager? Oder hast du dir endlich den geheimnisvollen Kerl geschnappt, auf den du seit ein paar Wochen stehst?«

Ein verschmitztes Lächeln verzog Miriams rote Lippen. »Du weißt doch, dass ich genieße und schweige. Zumindest, solange es noch andauert.«

Ich schnaubte. Miriam befand sich *immer* in irgendeiner Art von Beziehung – vom anfänglichen vorsichtigen Flirten über das erste Date und die langweilige Routine, eine Beziehung aufrechtzuerhalten, bis hin zur unvermeidlichen, unangenehmen Trennung. Vielleicht

gehörte das einfach zu ihrer Charmeur-Magie und der Fähigkeit, andere zu bezirzen. Miriam gehörte zu den Leuten, die es liebten, verliebt zu sein – oder Lust für jemanden zu empfinden. Und sie genoss das ganze Drama, das damit einherging, innerhalb der Section eine Beziehung zu führen.

»Du willst mir wirklich nicht erzählen, wer es ist?«

»Diesmal nicht. Ich will nichts beschreiben. Außerdem glaube ich wirklich, dass es diesmal der Richtige sein könnte.«

»Das behauptest du von jedem Mann, mit dem du ausgehst.«

Miriam grinste. »Weil es jedes Mal stimmt. Zumindest wirkt es am Anfang immer so. Doch dieser Toy Boy weckt mehr Hoffnungen als gewöhnlich. Tatsächlich ist er ein wenig reifer, als es meinem Beuteschema entspricht, also sollte ich ihn wahrscheinlich *Mystery Man* nennen, wie du es immer tust.« Sie dachte eine Sekunde darüber nach, dann grinste sie breiter. »Nö! Es bleibt bei Toy Boy. Weil ich bisher definitiv Spaß daran habe, mit ihm zu spielen.«

Miriam kicherte über ihren eigenen schlechten Witz, dann tippte sie weiter in ihr Handy. Ich schüttelte ungläubig den Kopf, auch wenn ein Funken Neid in meinem Herzen aufflackerte. Ich hatte keine Ahnung, woher Miriam die Zeit und die Energie für ihre ständigen Ver-

abredungen, Affären und Trennungen nahm – zusätzlich zu den Flirts, die zu ihrer Arbeit für die Section gehörten. Außerdem beneidete ich sie um ihre sorglose Attitüde und um den Spaß, den sie hatte.

Ich war seit mehr als einem Jahr mit niemandem ausgegangen. Das schrieb ich größtenteils der Krankheit meiner Großmutter und ihrem daraus folgenden Tod vor ein paar Monaten zu. Doch schon bevor meine Welt in Flammen aufgegangen war, hatte ich nie viele Verabredungen gehabt. Es fiel mir schwer, Leuten zu vertrauen, was wiederum mit den unzähligen Geldprojekten meiner Großmutter und den berüchtigten Schlamasseln zusammenhing, die mein Vater angerichtet hatte. Meine eigene Arbeit für die Section hatte mich nur noch abgebrühter, paranoider und misstrauischer gemacht, was die Wünsche, Motive und Agenden anderer Leute anging. Es war besser, allein zu sein und auf mich selbst zu vertrauen, als mich auf jemanden zu verlassen – der mich wahrscheinlich verraten würde, sobald sich die Chance dazu ergab.

Trotz dieser finsternen Gedanken musste ich bis zum Abend den Hyde-Bericht fertigstellen. Ich nahm einen Schluck Cookies-and-Cream-Mokka, um meinem Hirn einen ordentlichen Schuss Zucker und Koffein zu gönnen. Die Cafeteria servierte herausragende Heißgetränke und der reichhaltige Schokokaffee glitt warm über meine

Zunge, während die luftige Sahne in meinem Mund schmolz wie eine nach Vanille schmeckende Wolke.

Ich hatte meine Tasse gerade wieder abgestellt, als ein Farbtupfer meine Aufmerksamkeit erregte. Ein Mann in einem hellgrauen Anzug mit leuchtend blauer Krawatte schritt durch den Raum und schlängelte sich auf dem Weg zur Ausgabetheke zwischen Tischen hindurch. Er hielt sich hoch aufgerichtet und bewegte sich mit geschmeidigen, großen Schritten. Definitiv ein Auftragsmörder, trotz seiner schockierend farbenfrohen Krawatte.

»Wer ist das?«, fragte ich Miriam und deutete unauffällig auf den Mann. »Den habe ich hier noch nie gesehen.«

Ich hatte mir alle Killer, ähm, Cleaner eingepägt, damit ich ihnen aus dem Weg gehen konnte. Wir mochten für dieselbe Agentur arbeiten, aber sie gehörten nicht zu den Leuten, die man nerven, gegen sich aufbringen oder denen man auch nur im Weg stehen wollte.

Die Section 47 investierte Tausende Stunden und Millionen Dollar in das Training, die Unterbringung und die Verpflegung der Cleaner – und natürlich darauf, sie zu tödlichen Waffen auszubilden. Diese Zeit, Energie und das ganze Geld sorgten dafür, dass Cleaner für die Führungskräfte der Section sehr viel mehr wert waren als andere Agenten – viel mehr wert als einfache Analysten wie ich. Cleaner standen in der Hackordnung ganz oben.

Sollte ich je in einen Konflikt mit einem Cleaner geraten oder mich irgendwie mit einem von ihnen anlegen, würde ich verlieren, selbst wenn es nur darum ging, wer in einem Meeting den letzten Blaubeermuffin bekam.

Miriam ließ ihr Handy sinken und sah in die angegebene Richtung. Dann lehnte sie sich vor, der Blick aus ihren haselnussbraunen Augen scharf und interessiert. »Ich habe keine Ahnung, wer der Kerl ist, aber ich würde es auf jeden Fall gerne herausfinden. *Wow!*«

»Was ist mit deinem Mystery Man?«

»Er ist toll. Aber ich finde *immer* genug Zeit, um die Bekanntschaft eines gut aussehenden Fremden zu machen.« Ihr anschließendes Zwinkern entrang mir ein Lachen.

Miriam's Handy brummte erneut und sie las die Nachricht. »Auf jeden Fall muss ich jetzt los. Ich habe vor Jensens Beerdigung noch was zu erledigen.«

»Okay. Bis später.«

Miriam stand auf, schob das Handy in die hintere Tasche ihrer Skinny-Jeans, warf sich den Riemen ihrer Designertasche über die Schulter und schlenderte aus der Cafeteria. Mehr als eine Person beobachtete ihren Abgang – unter anderem Diego Benito, der IT-Techniker, den sie letzten Monat abgesägt hatte. Diego bemerkte, dass ich ihn ansah, und senkte eilig den Kopf, um sich wieder mit seinem Laptop zu beschäftigen.

Ich gönnte mir noch einen größeren Schluck Mokka, dann begann ich, an meinem Laptop die neuesten Bankgeschäfte zu analysieren, wie es meiner aktuellen Aufgabe entsprach.

Ich klickte mich durch verschiedene Dokumente und Tabellen, um die Informationen auf offensichtliche Fehler zu untersuchen. Allerdings fand ich nichts, also lehnte ich mich in meinem Stuhl zurück und betrachtete den Bildschirm in seiner Gesamtheit, bis Worte und Zahlen mein Blickfeld füllten und gleichzeitig in mein Hirn einsanken.

Je länger ich das Display ansah, desto mehr Farben erschienen.

Jeder andere, der meinen Bildschirm betrachtete, hätte lediglich Worte und Ziffern in schwarzer Schrift gesehen. Doch für mich wechselten sie von dunklem Schwarz zu verschiedenen Grauschattierungen, zusammen mit ein paar hellen Pinktönen und sogar verschiedenen Ausprägungen von Dunkelrot.

Mein Blick folgte den changierenden Farben, wobei ich mit der schwarzen Schrift begann – die Punkte, die wahr, korrekt, präzise waren. Im Anschluss sah ich mir die Grautöne an – die Teile, in denen es kleine Tipp- und Rechenfehler gab. Als Nächstes kamen die Pinktöne – die Buchstaben und Ziffern, in denen sich ernsthaftere Fehler verbargen. Und schließlich die Rotschattierungen – die großen, eklatanten Fehler, die nur entstanden,

wenn jemand entweder sehr schludrig vorging oder absichtlich falsche Informationen eingegeben hatte, um eine elektronische Lüge zu fabrizieren.

Mein linker Zeigefinger schwebte über dem Bildschirm und folgte der farblichen Veränderung. Mit der rechten Hand machte ich mir Notizen auf einem Block. Fast alle in der Section 47 besaßen irgendeine magische Fähigkeit. Meine offenbarte sich in einer ungewöhnlichen Form der Synästhesie. Ich konnte Fehler entdecken, die Leute gemacht hatten – ob sie nun aus Versehen Zahlendreher verursacht oder eine falsche Telefonnummer aufgeschrieben, absichtlich ihre Reisekostenabrechnung gefälscht oder sich des wissentlichen Betruges durch falsche Angaben beim Finanzamt schuldig gemacht hatten. Meine Synästhesie manifestierte sich noch auf andere Arten, aber überwiegend setzte ich sie ein, um mir meine Arbeit als Analystin zu erleichtern.

Nicht, dass es irgendwen interessiert hätte. Dank Gregory Jensens Abneigung mir gegenüber waren die meisten meiner Berichte allein seinen brillanten Fähigkeiten zugeschrieben worden. Oder jemand hatte sie einmal überflogen, um sie im Anschluss in der Datenbank der Section abzulegen, von wo sie niemals wieder ans Licht der Öffentlichkeit drangen. Jensen war nicht der Einzige, der im mittleren Management festhing. Ich war fünfunddreißig Jahre alt und arbeitete seit ungefähr zehn Jahren

für die Section – seitdem ich mein Studium abgeschlossen hatte. Eigentlich hätte ich bereits eine Beförderung zum Senior Analyst erhalten haben sollen, statt seit fünf Jahren auf meinem derzeitigen Posten zu arbeiten.

Teilweise konnte meine ausbleibende Beförderung natürlich etwas mit den Fehlern meines Vaters in der Section zu tun haben, aber Jensen hatte mir auch keinen Gefallen erwiesen, als er mir eine schlechte Personalbeurteilung nach der nächsten verpasst hatte. Er hatte mich unter seiner Knute behalten wollen, um selbst besser dazustehen. Ich wollte nicht schlecht über Tote sprechen, aber vielleicht würde mein neuer Vorgesetzter – wer auch immer das sein sollte – meine Arbeit ernster nehmen und tatsächlich zu schätzen wissen.

Auf jeden Fall musste ich meinen Bericht fertig schreiben und einreichen, also klickte ich mich durch ein paar weitere Dokumente und Tabellen.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Ich starrte weiter auf den Bildschirm, um der Spur aus Grau, Pink und Rot zu folgen, die nur ich sehen konnte ...

Jemand räusperte sich. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?« Diesmal wurde die Frage ein wenig lauter und drängender geäußert.

Erst jetzt bemerkte ich, dass ein Mann auf der anderen Seite des Tisches stand, also riss ich den Blick von meinem Laptop.

Er. Der Auftragskiller, der mir vorhin aufgefallen war. Der Mann mit der leuchtend hellblauen Krawatte. Er hielt eine große Tasse und eine Zeitung in den Händen und starrte mich erwartungsvoll an.

Aus der Nähe betrachtet war der Mann viel attraktiver, als mir bisher bewusst gewesen war – etwa einen Meter achtzig groß und mit glattem, dunkelblondem Haar, das gleichzeitig gestylt und verwuschelt wirkte. Ein goldener Bartschatten glänzte auf seinem kantigen Kinn, sodass er aussah, als wäre er gerade aus dem Bett aufgestanden – auch wenn ich davon ausging, dass er auf seine Gesichtshaarung genauso viel Mühe verwendete wie auf den Rest seiner Erscheinung.

Sein hellgrauer Anzug saß perfekt, betonte seine breiten Schultern und den schlanken Körper. Er war nicht so übermäßig muskulös wie viele andere Cleaner. Stattdessen strahlte dieser Mann offensichtliche, mühelose Stärke aus. Außerdem sprach seine Haltung von überzeugtem Selbstbewusstsein, als wüsste er ohne Zweifel, dass er der härteste Typ im Raum war. Dasselbe Selbstbewusstsein leuchtete in seinen Augen, die die gleiche hellblaue Färbung aufwiesen wie seine Krawatte. Miriam hatte recht gehabt: *Wow*.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«, fragte er zum dritten Mal und riss mich damit aus meiner überraschten Tagträumerei.

Sein lockerer Tonfall und das leise Lächeln sollten wahrscheinlich unschuldig und entwaffnend wirken – ergänzt von Tasse und Zeitung, die er hielt wie Requisiten –, doch trotzdem löste er auf meinem internen Radar ein Warnsignal aus.

Meine Synästhesie erlaubte mir nicht nur, Fehler zu erkennen, sondern sie warnte mich auch vor persönlicher Gefahr. Oft kennzeichnete meine Magie diese Gefahren mit denselben Farben, die ich auch in Dokumenten erkannte. Ein feuchter, rutschiger Boden erschien in hellem Grau, um auf eine leichte Gefährdung hinzuweisen, während ein Auto, das ein Stoppschild überfuhr, vielleicht von einem pinkfarbenen Leuchten umgeben war. Und dieser Kerl? Momentan umgab ihn keine Färbung, doch Cleaner hatten in meinen Augen immer ein rotes Leuchten verdient.

Mein Blick huschte von rechts nach links. Es war inzwischen nach zwei Uhr, was bedeutete, dass die Cafeteria abgesehen von ein paar Mittagessen-Nachzüglerern ziemlich leer war. Es gab jede Menge freie Tische, an die er sich hätte setzen können, um sein Getränk und seine Zeitung zu genießen. Wieso wollte er bei mir sitzen?

Er sah mich unverwandt an, offensichtlich immer noch in Erwartung einer Antwort.

»Wenn Sie möchten«, murmelte ich.

»Wunderbar. Vielen Dank.«

Hörte ich da einen leichten Akzent? Nicht englisch, nicht europäisch, sondern – australisch. Ich musste ein verträumtes Seufzen unterdrücken. Ich hatte eine Schwäche für Akzente.

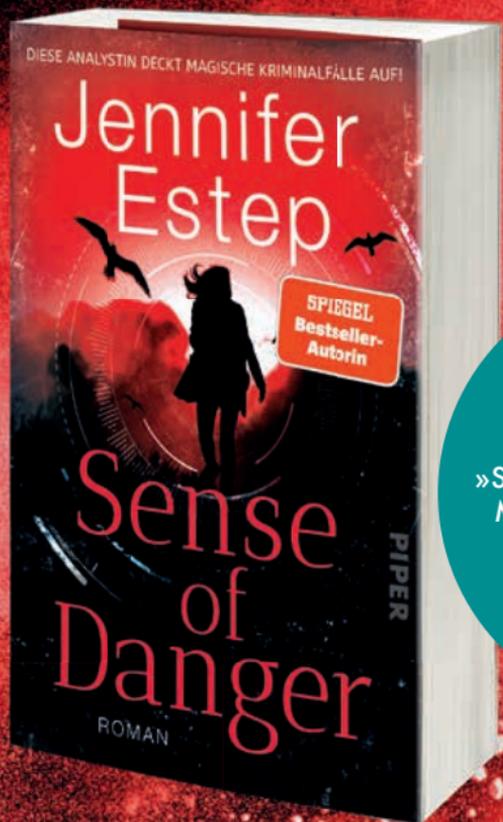
Der Cleaner legte seine Sachen auf dem Tisch ab und zog den Stuhl mir gegenüber heraus, den Miriam vor ein paar Minuten frei gemacht hatte. In einer einzigen geschmeidigen Bewegungsfolge öffnete er sein Jackett, schüttelte es von den Schultern und hängte es über die Rückenlehne des Stuhls. Darunter trug er eine Weste, an der eine silberne Taschenuhr mit langer Kette befestigt war. Die hellgraue Weste und das dazu passende Hemd betonten zusätzlich seinen schlanken, muskulösen Körper und ließen ihn noch attraktiver wirken. Neben Akzenten gab es nichts, was ich sexy fand als einen gut gekleideten Mann – und nicht mal James Bond konnte diesem Kerl das Wasser reichen.

Der Cleaner trat vor, setzte sich und griff nach seiner Tasse, wieder alles in einer einzigen geschmeidigen Bewegung. Er schien eine natürliche Grazie zu besitzen. Die meisten Leute hätten wahrscheinlich von Eleganz gesprochen, doch ich erkannte die Anmut als Eigenschaft eines geborenen Raubtiers. Zweifellos

gehörte der Mann zu der Sorte Cleaner, die sich mühelos an ihr Opfer heranschlich und diesem das Genick brach, bevor die Person auch nur wusste, wie ihr geschah. Manchmal, wenn ich mich einer besonders ernststen Gefahr gegenüber sah, schickte meine Synästhesie mir ihre Botschaft nicht mithilfe von Farben, sondern in Form einer inneren Stimme. Und im Moment flüsterte diese Stimme immer wieder: *Gefahr-Gefahr-Gefahr!*

AB SOFORT IM HANDEL!

ISBN 978-3-492-70638-4, € 17,00 (D)/€ 17,50 (A)



GEWINNSPIEL

Teilnehmen
und ein Exemplar von
»Sense of Danger« inklusive
Merch von Jennifer Estep
gewinnen!

Mehr Infos unter:
piper.de/estep



DIESE ANALYSTIN DECKT MAGISCHE KRIMINALFÄLLE AUF



Charlotte Locke arbeitet für die Section 47, eine Geheimorganisation der Regierung, die versucht, paranormale Kriminelle und Terroristen dingfest zu machen. Als Analystin hilft ihr dabei ihre magische Begabung: Sie kann Lügen enttarnen. Klingt spannend – aber eigentlich schreibt Charlotte vor allem Berichte, die dann keiner liest. Zumindest dachte sie das immer. Denn jemand hat die Berichte gelesen ... und dieser Jemand will sie nun um jeden Preis aus dem Weg räumen. Um zu überleben, muss Charlotte ausgerechnet dem ebenso mysteriösen wie gutaussehenden Special Agent Desmond Percy vertrauen ...



**Spannung, Geheimnisse und
Magie von Bestsellerautorin
Jennifer Estep!**

EAN 4043725010592 ©Adobe Stock